

Mansfelder Blätter.

Mitteilungen

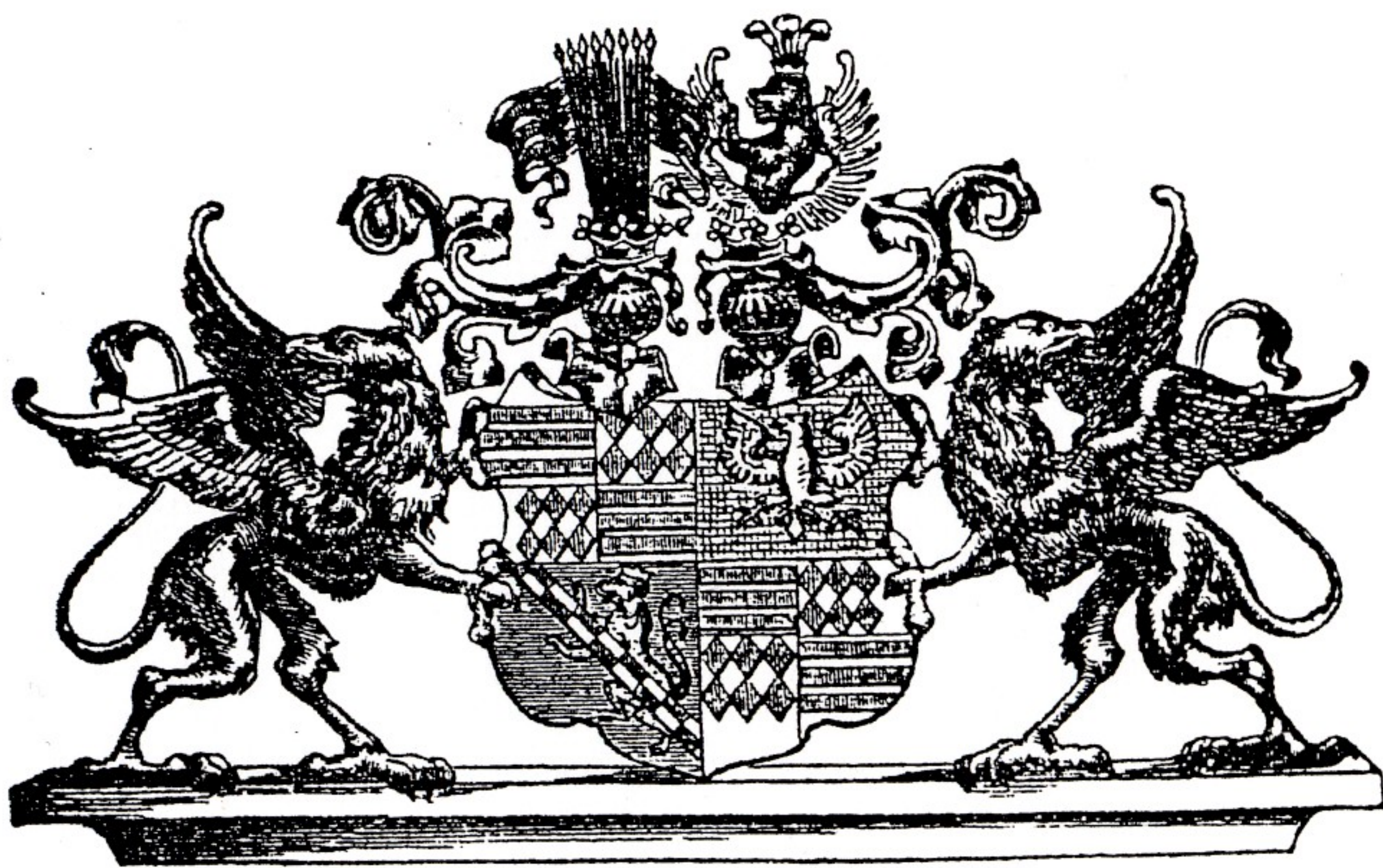
des

Vereins für Geschichte und Altertümer
der Grafschaft Mansfeld
zu Eisleben.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Hermann Größler.

Achter Jahrgang. 1894.



Eisleben, Selbstverlag des Vereins.

Druck von Ernst Schneider, Eisleben.

1894.

Gottfried August Bürger.

Ein Gedenkblatt zum 8. Juni 1894.

Von E. Blümel, Mittelschullehrer in Eisleben.

Hundert Jahre sind seit dem Tode eines Sohnes des Mansfelder Landes, der eine Zeit lang beherrschend im Vordergrunde der deutschen litterarischen Bestrebungen gestanden hat, vergangen. Gottfried August Bürger ist, wenn man von dem hochbegabten, aber früh gestorbenen Novalis absieht, jedenfalls das bedeutendste dichterische Talent, dessen Wiege in den Grenzen unserer engeren Heimat gestanden. Die gebildete Welt Deutschlands sah während eines längeren Zeitraumes in seinem Wirken und Schaffen ein gutes Teil ihrer Geistesrichtung verkörpert. Darum beschäftigten die Wechselfälle seines Privatlebens im vollsten Sinne des Wortes die öffentliche Meinung. Heute kann freilich von einer so weitgehenden Bedeutung des Dichters, der am 8. Juni 1794 körperlich und geistig gebrochen dahin schied, dem der Tod eine Erlösung aus Schmerz und Not war, nicht mehr die Rede sein. Ein verhältnismäßig geringer Bruchteil seines Lebens und Schaffens ist lebendig in der Erinnerung der deutschen Nation verblieben. Von seinem Lebensgange wissen die meisten Gebildeten unserer Tage nur im Allgemeinen, daß derselbe voller Irrungen und Wirren, voller Leiden, die mit und ohne sein Verschulden an ihn herantraten, gewesen ist. Was die Kenntnis seiner Werke betrifft, so sind ja Schöpfungen wie „Lenore“, „Der wilde Jäger“, „Das Lied vom braven Mann“, „Die Kuh“, „Der Kaiser und der Abt“ Meisterstücke der deutschen Dichtkunst, die nicht vergessen werden können, die fortklingen, solange unsere deutsche Sprache ertönt. Aber sie sind durch unsere Schulen derartig Gemeingut des Volkes geworden, daß der Dichter schon hinter seinen Werken zu verschwinden beginnt. Für Bürgers Zeitgenossen waren nicht nur diese Edelsteine unter seinen Gedichten, sondern auch seine übrigen Werke sehr wichtig. Heute haben die meisten derselben nur noch für den Litteraturkenner Interesse. Das ist in gewisser Hinsicht lebhaft zu bedauern, denn viele duftige Blüten Bürgerischer Lyrik verdienen wohl noch jetzt mit vollem Rechte beachtet und bewundert zu werden.

Am 31. Dezember 1747 — nach andern Angaben in der ersten Stunde des Jahres 1748 — im Pfarrhause zu Wolmerzhende als Sohn des dortigen Pastors geboren, verlebte er seine Kindheit unter den ungünstigsten Einflüssen und Verhältnissen. Der Vater gleichgültig und kalt, die Mutter, wie es scheint, geistig begabt, dabei aber leidenschaftlich und leichtfertig: so mußte sich ein tief zerrüttetes Familienleben entwickeln. Frau Bürger war so aller Pflichttreue ledig, daß sie von ihrem Gatten hinweg floh. Unter solchen verderblichen Eindrücken wuchs der Knabe in der ländlichen Einsamkeit seines Heimatdorfes heran. Er entwickelte sich langsam, sowohl am Leibe, als am Geiste. Bei allen Bekannten galt er als ein Erzdummkopf, denn bis zu seinem zehnten Jahre hatte er kaum notdürftig lesen und schreiben gelernt. Doch mag die Schuld wohl weniger an ihm, als an seinem Lehrer gelegen haben. Dieser war der Vater selbst, ein behäbiger, phlegmatischer Mann, der seine Ruhe und seine Pfeife Tabak über Alles liebte und, wie der Sohn später zu erzählen pflegte, erst immer einen Anlauf nehmen mußte, wenn er ein Viertelstündchen auf den Unterricht des Knaben verwenden sollte. Der junge Gottfried August war viel für sich; er liebte und suchte die Einsamkeit. Draußen auf den sparjam mit Buschholz bewachsenen Hügeln der Heimat, wo er jeden Busch, jede Staude, jeden Distelkopf um sich her beleben konnte, wartete er gern den Eintritt der Dunkelheit ab. Wo die graue, geheimnisvolle Dämmerung ihren Schleier um den Knaben, dann wurden die Gestalten der Sagen, an denen das Mansfelder Land damals noch reicher war als heute, in seiner Phantasie lebendig. Mit lusterfülltem Grausen umwehte es dann den ahnungsvollen Sinn des jungen Dichters. Denn in Bürger regte sich durch das Alleinsein und die Beschäftigung mit sich selbst der Geist der Poesie sehr früh. Zwar bekam er im Vaterhause nur das Gesangbuch als einzige Fundgrube dichterischer Schöpfungen in die Hand; doch bei dieser oder jener Liederstrophe erklangen schon dumpf die Saiten der Harfe mit, die er in seiner ahnenden Brust mit sich trug.

Der ehrenhafte Großvater nahm sich des Entfels an, und bei ihm in Aschersleben wohnte er seit 1760, um die dortige Bürgererschule zu besuchen. Nach zwei Jahren wurde seine poetische Begabung, die einer seiner Lehrer erkannt und geweckt hatte, zur Quelle großen Verdrußes für den Knaben. Infolge eines Epigramms auf den gewaltigen Haarbeutel, das Attribut des „Gigerl“ im Zeitalter des 7jährigen Krieges, der das Haupt eines Schülers der ersten Klasse zierte, ward der junge Bürger in eine Prügelei verwickelt, die seine Verabschiedung von der Schule veranlaßte. Der Großvater gab ihn für zwei weitere Jahre auf das Pädagogium zu Halle und ließ ihn darauf 1764 die dortige Universität beziehen, damit er Theologie studiere. Beruf und Studium entsprachen durchaus nicht seinen Wünschen und Neigungen; aber er gab dem Willen des Großvaters nach, umsomehr, da er nach dem inzwischen erfolgten Tode des Vaters pecuniär ganz von jenem

abhängig war. Dies aufgezwungene Studium war Bürgers Unglück; von jetzt an beginnt die Tragik seines Lebens. Der junge Student floh die theologischen Hörsäle; er war durchaus nicht träge, aber seine Thätigkeit entbehrte eines festen Zieles und der Ausdauer. Halt-, ziel- und planlos trieb er Litteratur und klassische Philologie, dann wieder machte er einen Anlauf zum juristischen Studium. Zu seinem Unglück geriet er in den Baunkreis des begabten aber sittlich tiefstehenden Professors und Geheimrats Christian Adolf Klop, desselben Mannes, den G. E. Lessing als scharfer Kritiker so hart mitgenommen hat. Der Herr Professor, dessen Moral eine mehr als zweifelhafte war, las ein vielbesuchtes Kollegium über — Moral. Bürger war sein Zuhörer, fiel Klop auf und wurde von ihm in sein Haus eingeführt, wo er das Pervigilium Veneris übersetzen und — leben lernte. Ohnehin des sittlichen Halts entbehrend, mit sich und der Welt unzufrieden, verjümpfte Bürger nun völlig, stürzte sich in ein Leben voll wilder Ausschweifungen und trieb es so schlimm, daß der Großvater den schon mit 19 Jahren dahinwelkenden Jüngling durch sein Nachtgebot dem Halleischen Lotterleben entreißen mußte. So traurig endete Gottfried Augusts erster Ausflug ins Leben.

Es gelang dem Enkel nach und nach den berechtigten Groll des Großvaters zu besiegen. Ja, der Alte gab sogar seine Einwilligung zum Wechsel des Studiums. Ostern 1768 finden wir Bürger als Studenten der Jurisprudenz in Göttingen. Aber das römische Recht sagte ihm ebensowenig zu, wie früher die Kirchenväter. Bald begann das alte wilde Leben. Es fanden sich auch in der Leinestadt Gelegenheiten zu schlimmen Ausschreitungen. Höchst anstößige Romane wurden von dem jungen Manne durchlebt, von denen das lange währende Verhältnis zu einer überspannten Hofratsgattin noch das verhältnismäßig unschuldigste war. Der Großvater, der daran verzweifelte, seinen Enkel zu einem ordentlichen Menschen zu erziehen und ihn einem praktischen Berufe zuzuführen, begann nach und nach seine Hand von ihm abzuziehen. Da kam zu den inneren Kämpfen zwischen Brotstudium und Liebe zum literarischen Schaffen, zwischen der Neigung für die Hoheit der Poesie und dem Hange zu sinnlichen Genüssen noch die materielle Not in Bürgers Leben hinein. Sie heftete sich von nun an an seine Fersen und wich nicht von ihm bis an sein trauriges Ende.

Um seinen Unterhalt zu gewinnen, erniedrigte der junge Dichter den Begalus zum Lohnfuhrwerksknecht. Es wird von Bürger berichtet, daß er um 1771 in Göttingen einen bedeutenden Ruf als Gelegenheitsdichter besaß und für Geld eine Reihe von Liedern und Oden auf Bestellung arbeitete. So mußte der Genius schon frühzeitig erlahmen und wir verstehen in Hinblick auf diese traurige Zeit die schmerzliche Klage, die er in einem seiner späteren Gedichte ausspricht:

„Meiner Palmen Keime starben,
Eines mildern Lenzes wert.“

Doch noch sollte der Dichtergeist im grauen Nebel der Alltäglichkeit und der Tagelöhnerarbeit nicht vollständig vom Wege abirren. Freundeshand streckte sich ihm hilfreich entgegen und da Bürger noch genug jugendliche Spannkraft besaß, um an eine Zukunft glauben zu können, so öffnete sich ihm noch einmal ein Hoffnungspfad, zu lichternden Höhen führend. Er stand im Verkehr mit gleichstrebenden Freunden, unter ihnen besonders mit dem wackern Boie, der seit 1770 den ersten Göttinger Musenalmanach herausgab. Der mecklenburgische Baron Kielmannsegg, sowie Boies treue Gehilfen Sprengel und Vießer nahmen sich ebenfalls des halbverlorenen Wansfelder Pfarrerjohnes an. Später kamen die Grafen Stolberg, Hölty, Voß, Cramer u. a. hinzu. Auch der gute „Vater“ Gleim, der von Halberstadt aus alle neu auftauchenden dichterischen Talente patronisierte, unterstützte Bürger in jeder Hinsicht. In dem Kreise junger strebender und für das Edle und Gute begeisterter Männer, aus denen bald der „Göttinger Dichterbund“ hervorgehen und das literarische Deutschland beschäftigen sollte, fühlte Gottfried August Schaffensmut. Seine ersten reiferen Dichtungen entstanden, darunter „Mein Dörfchen“, nach dem Französischen Bernards. Auch eine Art humoristischer Ballade, die Entführung der Europa durch Jupiter behandelnd, ward von ihm geschaffen.

Der Fürsprache Boies verdankte Bürger, daß er 1772 nach beendigtem juristischen Studium die Stellung eines Justizamtmannes zu Altengleichen im Fürstentume Kalenberg seitens der englisch-hannoverschen Regierung erhielt. Mit Göttingen blieb er in lebendigem Verkehr und stand zu dem erwähnten Dichterbunde, dem sich noch Miller, Hahn, Lejewitz, Sprickmann u. a. angeschlossen hatten, in dem Verhältnis eines älteren Freundes, der vielfach der poetische Lehrmeister und Ratgeber der schwärmerischen Dichteringlinge war. Aus der Anregung, die eine halbverklungene Volksfrage von dem wiederkehrenden toten Bräutigam ihm gab, entstand nun im Winter 1772 die „Lenore“, Bürgers gewaltigste Ballade, durch die er seinen ersten und größten Triumph feierte. Das Gedicht macht ganz den Eindruck des aus Einem Guffe Geschaffenen, rasch und kühn hingeworfenen. Dennoch ist es langsam. Vers um Vers entstanden. Denn nicht leicht und mühelos war Bürgers dichterisches Schaffen. Langsam und mühsam formte sein Geist, nur widerstrebend gewann die gefaßte Idee Gestalt. Uns ist der tiefe Eindruck, den das Meisterwerk bei seinem ersten Vortrage durch den Dichter im Kreise der Göttinger Hainbundsgenossen machte, in lebensvoller Schilderung erhalten. Bald entzückte die schaurig-schöne Dichtung, mit jedem Griff die Handlung in eine nahe Vergangenheit, an das Ende des 7-jährigen Krieges verlegend, die gesamte gebildete Welt des Vaterlandes und der Name des Dichters ward bekannt und gefeiert.

Währenddessen lebte jedoch der berühmt gewordene Poet in den traurigsten Verhältnissen. Der Großvater, durch Bürgers

amtliche Stellung mit dem Enkel versöhnt, gab demselben gern die notwendige Kautionssumme von 800 Thalern. Da die Einzahlung in die Regierungskasse noch nicht gleich erfordert wurde, legte der vertrauensvolle Amtmann das Geld, ohne genügende Sicherheit zu fordern, in die Hände eines in höherer Beamtenstellung stehenden Mannes, den er für seinen Freund hielt. Der vollendete Schuft von Freund leugnete später den Empfang ab und noch nicht hundert Thaler konnte Bürger schließlich retten. Zu hohen Zinsen mußte er das Kautionsgeld sich borgen und trat so mit gänzlich zerrütteten Vermögensverhältnissen definitiv in sein Amt ein. Um billiger leben zu können, verlegte er seinen Wohnsitz nach dem Dorfe Wöllmershausen, das innerhalb seines Gerichts- und Verwaltungssprengels lag.

Hier begann die traurigste Periode seines Daseins. Ohne wahre Liebe und Zuneigung, nur von dem Wunsche befeelt, durch Heirat mit einem vermögenden Mädchen seine Geldverlegenheiten zu ordnen, warb er um die älteste Tochter des begüterten Justizamtmanns Leonhardt zu Niedeck und erhielt das Jawort und die elterliche Einwilligung. Aber schon bei der Hochzeit neigte sein Wünschen und Wollen, wie er später in der für das „Schwabenmädchen“ geschriebenen Beichte gestand, mehr der Schwester seiner Frau zu. Diese Schwägerin, zur Zeit von Bürgers unbedachter Eheschließung kaum dem Kindesalter entwachsen, ist die von ihm so glühend besungene „Molly“. Die Neigung zu ihr wuchs in der Seele des Dichters schnell zu einer verderblichen Leidenschaft, die sein Eheglück zerstörte. Die Lieder an „Molly“ enthalten die Zeugnisse für die schrecklichen Verhältnisse, welche sich in der Familie Bürgers entwickelten, und eine Stelle der erwähnten Beichte spricht offen aus, wohin die Leidenschaft schließlich Bürger gebracht hat. Lassen wir einen Schleier über diese unglückseligen Verhältnisse fallen, die nur durch die fast übermenschliche Geduld der Gattin Bürgers den Augen der Welt der Hauptsache nach verborgen blieben.

Zu dieser traurigen Gestaltung der Familienverhältnisse kamen noch die schwersten Nahrungsjorgen. Bürgers Amtseinkommen war gering; seine schriftstellerische Thätigkeit brachte wenig Vorteil. Denn im alten deutschen Reiche gab es keinen Schutz gegen die Frechheit der Nachdrucker. Außerdem wirkte die stets wachgehaltene Leidenschaft ungünstig auf die Schaffenskraft des Dichters ein. So hat er denn außer den Liedern an Molly und einigen Balladen, bei denen ihm Percys „Relics of ancient engl. poetry“ Vorbild war, in der Wöllmershausener Zeit von hervorragenden Werken nur die Proben der Iliasübersetzung, die zuerst in fünffüßigen Jamben, dann in Hexametern versucht wurde, geliefert. Goethe selbst ermutigte Bürger, das Begonnene fortzusetzen. Aber wie so oft in seinem Dichten, blieb es auch hier bei der Absicht. Als der Tod des Schwiegervaters dem Ehepaare Bürger ein ansehnliches Vermögen in die Hände gab, schienen sich die pecuniären Verhältnisse

bessern zu wollen. Der früher schon dem Dichter zufallende Nachlaß des Großvaters scheint größtenteils, vielleicht ganz demselben entgangen zu sein, weil Aischerleben damals für einen Staatsbürger des Kurfürstentums Hannover — Ausland war! Aber auch durch das Erbe des Schwiegervaters gelangte Bürger nicht aus seinen Bedrängnissen heraus. Dasselbige ging größtenteils verloren, als er 1780 die unbegreifliche Thorheit beging, ein größeres Gut zu Abberode in Pacht zu nehmen, ohne daß weder er, noch seine Gattin die elementarsten landwirtschaftlichen Kenntnisse besaßen. Nach drei Jahren trat das ein, was im Anfang schon vorauszu sehen war: die Pachtung wurde unter den schwersten Verlusten aufgegeben.

Vergebens hatte Bürger einst gehofft, der Amtsnachfolger seines Schwiegervaters in der gut dotierten Stellung eines Justizamtmannes in Niedeck zu werden; jetzt ging ihm sogar das bisher verwaltete Amt verloren. Seiner schändliche Mensch, der ihn um die Kautionssumme betrogen hatte, brachte ihn soweit, daß er, um einer amtlichen Untersuchung zuvorzukommen, freiwillig abdankte. Es ist als gewiß anzunehmen, daß Bürger sich wirklich Versehen und Nachlässigkeiten in seiner Amtsführung hat zu Schulden kommen lassen. Bei den vorhandenen Wirren in seiner Familie und seinen Vermögensverhältnissen wäre es ein Wunder zu nennen, wenn dies nicht der Fall gewesen sein sollte. In dieser drangsalvollen Zeit hauchte 1784 die schwergeprüfte Gattin ihre Seele aus. Der Tod der Dulderin mußte in dem verwitweten Gatten reuevolle Gefühle erregen. Gleichsam als Sühne beschloß er ein neues Leben zu beginnen und bemühte sich um ein akademisches Amt.

Au der Georgia Augusta habilitierte sich der Examtmann als Privatgelehrter und las, zunächst mit gutem Erfolg, über Aesthetik, Dichtkunst und deutschen Stil. Nach vollendetem Trauerjahr führte er im Oktober 1785 seine geliebte Molly zum Traualtar. Er schlug sich kümmerlich genug durch. Der unsichere und, als der Reiz der Neuheit der Vorlesungen des Dichters der „Leuore“ verschwunden war, bald stark nachlassende Honorarertrag sowie die dürftigen Einkünfte, welche durch Stundengeben erzielt wurden, mußten für die Bedürfnisse der Familie genügen. Die materiellen Sorgen waren drückend genug; aber zu Hause fand er ein Glück, ein stilles schmerzliches Glück, das aus Dual und Kampf geboren war. Er liebte seine Molly wahr und tief und seine Liebe gab ihm neue Lebens- und Schaffensfreudigkeit. Mehrere seiner besten Gedichte stammen aus der kurzen Zeit seiner zweiten Ehe. Es schien einen Augenblick wirklich, als wolle die Sonne des Frohsinns auch in diesem bisher so freudlosen Dichterdasein durchbrechen. Da nahm ihm der Tod sein Alles; seine Frau starb am 9. Januar 1786 im Wochenbette. Bürger, der eine Sekunde das Licht gesehen hatte, empfand nun doppelt die Finsternis. Von seinem Seelenzustande giebt ein Brief vom 16. März 1786, an den ge-

treuen Freund Boie gerichtet, ergreifende Kunde. Einen „armen Stümper“, einen „Invaliden an Geist und Leib“ nennt er sich und schließt: „Ich ersöhne nichts weiter, als die ewige Ruhe“.

Von fürchterlichem Schmerz erfüllt, zog sich der unglückliche Witwer in die Einsamkeit zurück. Seine Freunde ermöglichten ihm eine Reise nach Belgien, die ihm einige Berstreuung gewährte. Das von jetzt an bei ihm auftretende Brustleiden bekämpfte zunächst noch einmal eine Kur in Pyrmont. Es kam für ihn sogar noch eine Nachblüte seines Dichtertalents. Mit Eifer ging er an die Sammlung und Sichtung seiner sämtlichen Schöpfungen, deren Herausgabe seit 1789 von ihm besorgt wurde. Die Universität Göttingen hatte ihn bei Gelegenheit ihres Jubiläums, für welches er ein wohlgelungenes Weihegedicht schuf, zum Doktor der Philosophie ernannt und 1789 ward er als außerordentlicher Professor angestellt. Freilich blieb er nach wie vor auf Honorar seiner Hörer und den Ertrag seiner Feder angewiesen. Aber er hatte rechnen und sparen gelernt und konnte sich vor der äußersten Not schützen. Je mehr seine drei Kinder heranwuchsen, hieß es freilich immer gebieterischer für das liebe tägliche Brot arbeiten. Bald nahmen Uebersetzungen seine Zeit fast vollständig in Anspruch. Eigene freie Dichtung mußte als „brotlose Kunst“ mehr und mehr zurücktreten.

Da sollte ihn eine neue Heirat in das tiefste Elend stürzen. In seinem launigen Gedichte „Die Weiber von Weinsberg“ hatte er scherzhaft den Wunsch ausgesprochen, ein Mädchen aus Schwaben zu freien. Darauf hin bot sich ein 21jähriges Fräulein aus Stuttgart, Elisabeth Hahn, gewöhnlich Elise genannt, in einem hübschen Gedichte ihm als Gattin an. Bürger und seine Freunde hielten es anfangs für einen Scherz; doch bei näheren Erkundigungen erfuhr er, daß der Antrag durchaus ernst gemeint sei und das Mädchen sich durch eine leidenschaftliche Verehrung für den Dichter Bürger zu dem ungewöhnlichen Schritte habe fortreißen lassen. Ein brieflicher Verkehr spann sich zwischen dem weiblichen Schöngestirne und seinem Opfer an, und das Verhältnis gedieh rasch zur Verlobung und zur Heirat. Die Ehe mußte unglücklich werden; es war ein allzu ungleicher Bund: auf der einen Seite das exaltierte Weib, das nur den Dichter verehrte und sich durch den Menschen enttäuscht sah; auf der andern Seite Bürger, der nach einem warmen Herzen verlangte und nichts fand, als die kalte Sinnlichkeit einer geistreichen Frau. Elise vergalt das Vertrauen schlecht. Er hatte ihr vor der Verlobung sein Vorleben so rückhaltlos aufgedeckt, wie es seit den Bekenntnissen des heiligen Augustinus vielleicht noch kein Sterblicher gethan hat. Diese Beichte ist schon wiederholt erwähnt worden. Seine Gattin verbarb ihm nicht bloß frühere anstößige Liebesverhältnisse, sie wurde ihm vielmehr bald untrennbar, zerrüttete durch Vergnügnungs- und Verschwendungssucht vollends sein Vermögen und ging ihm im Februar 1792 mit einem Liebhaber durch, worauf am 31. März desselben Jahres das Gericht die unglückliche Ehe trennte. Während Elise Bürger als

Schauspielerin und plastisch-mimische Darstellerin ein abenteuerliches Dasein führte, versank der geschiedene Gatte einsam und verlassen in Schwermut.

Die zwei Jahre dieses überaus unglücklichen Ehestandes haben Bürgers Dasein vollends vergiftet. Nichts war ihm geblieben, als das Gefühl seines Wertes als Dichter. Da vernichtete Friedrich Schiller auch dieses letzte Gut des Unglücklichen zugleich mit den Hoffnungen, welche derselbe in pekuniärer Hinsicht auf den Ertrag der Gesamtausgabe seiner Werke setzen konnte, durch eine absprechende Kritik in der „Allgemeinen Literaturzeitung“ von 1792. Der große Dichter ist, wenn man auch manchen seiner Ausführungen beistimmen muß, von seinem Standpunkte des Kunstdichters aus gegen den Volksdichter Bürger höchst ungerecht vorgegangen. Sein hoher Schwung stimmte allerdings wenig zu dem meist schlichten und zuweilen derben Vortrag des Schöpfers der „Lenore“. Er scheint anzunehmen, daß Bürger leicht und daher leichtsinnig produciere. Das war jedoch, wie wir schon früher andeuteten, durchaus nicht der Fall; nie sind ihm seine Dichtungen rasch und mühselos zugefallen. Er hat vielmehr langsam und gründlich gearbeitet und sorgsam gefeilt. Strenge Selbstkritik war ihm seit der Hainbundszeit zur zweiten Natur geworden. Von seinem Dichterberufe dachte er mit Recht hoch; man beachte, was er im „Lied vom braven Mann“ und „Die Kuh“ darüber sagt. Nun sprach ihm der gefeierte Schiller sein höchstes Gut, den Dichterverdienst ab. Das war für Bürger der tiefste Herzensstoß.

Die letzten traurigen Lebensjahre hindurch lebte er vom fargen Ertrage flüchtig hingeworfener Uebersetzungen, unter denen nur eine, die aus dem Englischen übertragenen „Wunderbaren Reisen des Freiherrn von Münchhausen zu Wasser und zu Lande“, Bedeutung erlangt hat. Als die rasch sich entwickelnde Schwindsucht ihm das weitere Arbeiten verwehrte, erhielt er Unterstützungen aus öffentlichen Mitteln. Eine für seine Verhältnisse ansehnliche Hilfe seitens der kurfürstlich hannoverschen Regierung traf erst ein, als der Dichter bereits die Augen geschlossen hatte. In der Zeit kurz vor seinem Tode verbrachte er die meisten Stunden, vor sich hinbrütend, in seinem Arbeitszimmer. Er hatte mit allen Hoffnungen abgeschlossen und erwartete nichts mehr von der Zukunft. Als der Tod am 8. Juni 1794 kam, ihn von der Welt abzurufen, kam er als sein bester Freund, der ihn von vielem Leid erlöste.

Dem deutschen Volke sind Goethes, Schillers, Ahlands, Rückerts Gesichtszüge allgemein vertraut. Bürgers Antlitz, das zu mächtig und stark für den kleinen hageren Körper war und außer der hohen Denkerstirn und den lebhaften Augen wenig Anziehendes besaß, ist dagegen in weiteren Kreisen unbekannt geblieben. Haben auch Leidenschaft und Simulachtheit ihn auf Irrwege geführt, so zeigt sein Charakter doch auch viele edle und schöne Seiten. Er war bei aller eigenen Not liebevoll und wohlthätig. Selbst jenem Schurken, der ihn um seine Klauten und schließlich um das Amt

gebracht hatte, sammelte er feurige Kohlen auf das Haupt. Der Mensch war durch eigene Schuld zum Bettler herabgesunken. Bürger veranstaltete in Göttingen für ihn eine Sammlung, was er für sich auch in der größten Bedrängnis nie gethan hat.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf des Dichters Mansfelder Heimat. Im Bereiche derselben ist von seinen Werken das Gedicht „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ am populärsten geliebt. Man zeigt dort die in der Ballade erwähnten Ortschaften noch heute, ohne in weiteren Kreisen zu wissen, daß der tragische Schluß vom Dichter frei erfunden ist. Taubenhain ist das Nachbardorf von Wolmerichwende, Pansfelde, und das Schloß des leichtfertigen Junkers der bekannte vielbesuchte Falkenstein. Das Urbild der Heldin des Gedichtes, eine Jugendgepielin des Dichters, die Tochter des Pansfelder Geistlichen, hat sich keineswegs mit der Schuld des Kindesmordes belastet, ist also auch nicht hingerichtet worden.

So nehmen wir denn Abschied von dem so begabten und doch so unglücklichen Dichter Bürger. Er hat schwer gefehlt, aber auch schwer gebüßt, und wenn je von wahrer Tragik in einem Sängereben die Rede sein kann, so ist dies sicherlich bei dem unvergeßlichen Schöpfer der „Lenore“ der Fall. „Der Ertrag eines auf manche Weise verkümmerten und gedrückten Lebens“ — so kennzeichnet sein Freund August Schlegel in seinem kritischen Nachruf die litterarische Hinterlassenschaft Bürgers. Ja, es war ein verkümmertes und gedrücktes Leben, das der Predigersohn von Wolmerichwende in der kurzen Spanne von 45 Jahren zu durchwallen hatte. Daß dasselbe noch soviel Früchte von dauerndem Werte zurückgelassen hat, ist ein Beweis dafür, daß Bürger wirklich ein Poet von Gottes Gnaden gewesen ist.

